

# Die fallen einem um den Hals und weinen

Sie sind Nebendarsteller im Ukrainekrieg und trotzdem mittendrin: Was Menschen auch nach einem Kriegsjahr motiviert, ukrainischen Geflüchteten zu helfen.

Nur die steinernen Wände einer Unterkunft für ukrainische Geflüchtete im mecklenburgischen Groß Strömkendorf haben den Brand im Oktober überstanden. Vom Dach blieb lediglich ein Gerippe. Das ehemalige Hotel wurde abgerissen. Die vierzehn Bewohner konnten sich vor dem Brand retten, doch ihre Bleibe wurde zerstört. Sie fanden in anderen Unterkünften in der Region Sicherheit, und manche zogen sogar in eine eigene Wohnung. Schnell schien damals klar: Das Motiv ist politisch. Erst kurz zuvor prangte ein Hakenkreuz an der Fassade des alten Hotels, bei den Landtagswahlen wurde die AfD zweitstärkste Kraft in der Region.

Doch Anja Griese, die kaufmännische Leiterin beim zuständigen Deutschen Roten Kreuz, und ihre Kollegen zweifeln daran. Es gab einen engen Kontakt zwischen den Geflüchteten in der Unterkunft und den Menschen im Ort. Die Ukrainer wurden zu allen Dorffesten eingeladen. Und Griese behielt recht: Nach aktuellem Ermittlungsstand gehörte das Feuer zu einer Serie von Bränden, die ein Feuerwehrmann an verschiedenen Orten gelegt hatte. Was bleibt, sind die Schatten der ersten Vermutung und, so Griese, Risse im Gemeinschaftsgefühl.

In Neuenstein bei Heilbronn scheint die Welt noch in Ordnung. Massiv und nahezu unbefleckt ragt die Fassade des Renaissance-Schlusses hinter dem Schwanensee auf. Spuren im Stein sind in Neuenstein kein Zeichen der Zerstörung, sondern beinahe andächtige Zeugen einer Zeit, die in dieser Idylle stillzustehen scheint. Darin aber liegt Arbeit, denn der Stein ist geformt.

Horst Bertsch ist ein Mann, der in rohem Material Verborgenes freilegt – im doppelten Sinn. Er ist Verhaltenstherapeut und hat viele Menschen betreut, die vor Kriegen geflohen sind. Menschen, die in Afghanistan, Syrien oder Uganda Grauensvolles erlebt haben, das sie nun in seine Praxis tragen wie eine schwere Last. Er hilft seinen Patienten, das Erlebte loszulassen. Ein wenig wie in der Bildhauerei, die Bertsch in seiner Freizeit betreibt: „Man muss sich nur das Überflüssige wegdenken.“ Wie das geht? „Manchmal bestimmt der Stein, was abplatzt, manchmal man selbst.“

Horst Bertsch und Anja Griese trennen knapp 530 Kilometer Luftlinie. Sie kennen einander nicht, aber beide arbeiten mit Menschen, die der Krieg vertreiben hat. Bertsch hilft den Geflüchteten, einen Weg in die Zukunft zu finden, und Griese vermittelt zwischen den Geflohenen und der alteingesessenen Gemeinschaft.

Horst Bertsch wird in diesem Jahr 65 Jahre alt. An Ruhestand denkt er nicht. Seine Praxis für Psychotherapie ist die einzige im Umfeld. „Kennen Sie den Bergdoktor?“ Er selbst schaut die Fernsehsendung nicht, aber die Parallele liegt auf der Hand. „Ich habe hier auf dem Land die Identität, dass jeder kommen darf.“ Im Notfall auch außerhalb der Sprechzeiten und an der Warteliste vorbei – eine „Seiteneingangstür“ lässt er offen.

Während des Gesprächs vibriert sein Mobiltelefon immer wieder, aber Bertsch lässt sich nicht ablenken. Er wirkt besonnen und nachdenklich. Vergangenes Jahr schickte er zwei Patientenfragebögen in russischer Übersetzung ans Landratsamt mit der Erklärung, helfen zu wollen. „Vierzehn Tage nach dem ersten Schuss“, sagt Bertsch. Daraus entstand ein Netzwerk kurzer Dienstwege und eine WhatsApp-Gruppe zum Austausch unter Ehrenamtlichen in der Umgebung. Als ein Unternehmer aus dem Nachbarort sechs Wochen nach Kriegsausbruch seine Vertriebsstelle in Kiew evakuieren ließ und etwa dreißig Ukrainer mit dem Reisebus in den Landkreis holte, war Bertsch für viele von ihnen die erste Anlaufstelle.

Als Therapeut mit einer eigenen Praxis kann er spontan helfen. Auch am Behandlungskatalog vorbei. Nur selten haben aus der Ukraine Geflüchtete überhaupt einen Therapieanspruch geltend gemacht. Ofters als fünfzehntal ist keiner gekommen. Er hält sie für sehr tapfer. „Wir wachsen nicht nur am Wohlstand und an Sicherheit, sondern auch an Krisen.“ Und der Krieg? „Kein guter Wachstumsquell, sondern einfach ein Ort, an dem sich entscheidet, wer verrot und wer nicht.“

Obwohl er den Krieg in der Ukraine nicht am eigenen Leib erlebt hat, hat er an seinem Selbstverständnis gerüttelt. Sein Großvater hat als Soldat Stalingrad überlebt, der Konsens im Mehrgenerationenhaus lautete: „Nie wieder.“ Mitte der Siebzigerjahre verweigerte Bertsch den Wehrdienst, und als er vor wenigen Jahren ein Resilienztraining für afghanische Soldaten anbieten sollte, weigerte er sich. Er war überzeugt: „Krieg ist keine Krank-

heit, es ist gesund, mit psychischem Leid zu reagieren, wenn man die Grausamkeiten des Kriegs erlebt.“ Jetzt ist er nicht mehr sicher. Seine Worte wählt er mit Bedacht, nicht zu allem hat er direkt eine Antwort. „Die Überzeugung, die Abscheu vor Krieg bleibt gleich, aber die Frage der Wehrhaftigkeit wird mir plötzlich anders bewusst.“

Nicht immer gelingt es Therapeuten, sich vom Erleben ihrer Patienten abzugrenzen. Sekundäre Traumata können entstehen und sogenannte Intrusionen, Flashbacks, die sich nicht aus dem eigenen Leben, sondern dem von Patienten speisen. Bertsch blickt lieber nach vorn. Wenn es um die Erfahrungen seiner Patienten geht, bleibt er vage – aus Rücksicht und weil er zur Verschwiegenheit verpflichtet ist. Aber auch, weil er sich nicht dem Sensationalismus hingeben will. Anders als analy-

tisch arbeitende Kollegen gräbt er nicht in der Vergangenheit seiner Patienten. Er ist da, sein Gesprächsangebot genügt.

Bei der Landtagswahl vor zwei Jahren haben die Grünen im Hohenlohekreis 29 Prozent der Stimmen bekommen, die AfD 14,5 Prozent. Und das in einem Bundesland, das nach Nordrhein-Westfalen und Bayern die drittgrößte Anzahl ukrainischer Geflüchteter aufgenommen hat. Bertsch stört es nicht, dass ab und an Welten aufeinanderprallen. Er hält sein Umfeld für warmherzig. „Wenn man lang genug sucht, findet man in Deutschland für jeden seinen Feindklub.“ Zu Polemik lässt er sich kaum hinreißen, und wenn es ihm beim Stammtisch zu bunt wird, geht er. Das ist seine Form der „friedlichen Koexistenz.“

Griese, 43 Jahre alt und eine warmherzige Frau, hat sich schon immer engagiert. Seit ihrer Jugend sieht sie einen Rückgang an Bereitschaft, sich für andere einzusetzen. Sie sitzt für das Gespräch in

der DRK Geschäftsstelle in Grevesmühlen, etwa eine halbe Stunde Fahrt von Groß Strömkendorf entfernt. Sie erzählt, wie sie die Unterkunft innerhalb von einem Wochenende auf die Beine gestellt hat. Am 11. März 2022, einem Freitag, bekam sie den Anruf, dass das leer stehende Hotel vom kommenden Montag an 150 Geflüchtete beherbergen sollte. Möbel, Küchenausstattung, Wasser und Elektrizität waren zwar noch da, aber es fehlten Lebensmittel, Hygieneartikel und ein Ansprechpartner für Neuankommlinge und Notfälle rund um die Uhr.

Wir haben alles mobilisiert, was ging“, sagt Anja Griese. Bis in die Nacht hat sie Einkaufslisten geschrieben und am Samstag Helfer zum Großeinkauf losgeschickt. Bei Lidl wurden sie rausgeschmissen, erzählt Griese, weil sie zu viel auf einmal kaufen wollten. Dafür bekamen sie vor allem zu Beginn viele Spenden – manche gutmeinenden Mitbürger führen überraschend mit beladenen Siebentonnern vor. Die Stimmung war „sehr euphorisch, wir konnten die Leute kaum stoppen“. Auch wenn es anfangs schwierig war, den Überblick über Hilfsangebote und Spenden zu behalten, ist klar: „Ohne die vielen Spenden hätten wir es nicht geschafft.“

Doch wie lange hält eine solche Solidarität an? Wann flaut die Euphorie wieder ab? Das DRK hat ein großes Netzwerk von Ehrenamtlichen, die sozialen Betreuungsdienste sind schon seit 2015 in der Flüchtlingshilfe aktiv. Auch Griese selbst ist privat in verschiedenen Vereinen engagiert, heute größtenteils über Mitgliedschaften ihrer zwei jugendlichen Kinder. Einiges hat sie aus Zeitgründen abgegeben, aber sie war schon immer ein „kleiner Samariter“, der anderen helfen wollte. Über diese Kontakte, Menschen, die sich auch anderweitig engagieren, fand sie die beständige Hilfe, die es zum Betrieb der Unterkunft brauchte. Denn die Welle der Unterstützung ebte wieder ab, Freiwillige, deren Hilfe einmal nicht gebraucht wurde, kamen nicht unbedingt wieder.

Auch unterschätzen wohl einige, wie viel Energie und Zeit das Engagement neben Beruf, Familie und Hobbys kostet. „Schade“, findet Griese das. Alles, was sie über ihre Arbeit erzählt, macht deutlich, dass die Unterkunft ohne Ehrenamtliche gar nicht zu betreiben gewesen wäre. Viele Menschen scheinen von ihrem Alltag so gefordert zu sein, dass sie „nicht die Zeit und Energie aufwenden möchten, sich für andere einzusetzen“. Grieses Chef sagt nichts, wenn sie mal zwei Stunden früher geht, weil sie andernorts gebraucht wird – aber bei wie vielen Firmen ist das möglich?

Achtzig Prozent der Mitarbeiter in der Flüchtlingsbetreuung sind inzwischen Ukrainer, Geflüchtete, die angestellt wurden. „Die Ukrainerinnen und Ukrainer sind sich für nichts zu schade, sie packen gerne an“, sagt Griese. Besonders die Mütter stellen Haushaltspläne auf, kochen, unterstützen einander bei der Betreuung der Kinder. „Die sagen, hier braucht jemand Hilfe, und dann mache ich das auch.“ Unter Deutschen nimmt Griese da eine andere Einstellung wahr. Sie selbst hat durch die Erfahrung gelernt, die kleinen Dinge im Leben stärker zu schätzen. Die Ukrainer sind für Kleinigkeiten dankbar: „Die fallen einem um den Hals und weinen.“

In diesem ersten Kriegsjahr haben Bertsch und Griese viele Ukrainer kommen und gehen sehen. Manche sind zurück in ihre Heimat gefahren, andere in Deutschland geblieben. Die Arbeit geht weiter. „Hier hat man zwar einen sicheren Ort“, sagt Bertsch. Der Krieg aber und mit ihm die Unsicherheit dauern an. Anja Griese wartet im „Bereitschaftsmodus“ darauf, eine neue Unterkunft zu betreuen. ELISA SCHÜLER / SARA WAGENER

## Diskret, aber wirkungsvoll

Der Lautenist Konrad Junghänel wird siebzig

Nicht immer steht „Junghänel“ drauf, wo Konrad Junghänel drin ist. Zwar hat er allein mit dem von ihm 1987 gegründeten Ensemble „Cantus Cölln“ fast vierzig – oft preisgekrönte – CD-Aufnahmen eingespielt. Doch zum Wesen seines Wirkens gelangt man durch tiefere Schichten kollektiven musikalischen Arbeitens. Da gibt es zum Beispiel Philippe Herreweghes erste, ergreifende Bach-Johannespassion von 1987. Ein wesentlicher Teil ihrer meditativen Innigkeit geht auf das subtile, gleichsam nach innen hörende Lautenspiel zurück, mit dem Junghänel seinen Teil des Continuo-Parts ausfüllt. Dienend, aber unverzichtbar prägt er die besondere Stimmung der Aufnahme mit. Ähnlich stellte er sich Kollegen wie René Jacobs oder William Christie zur Verfügung, mit Laute, Theorie und viele Jahre dann auch als Weitervermittler dieser eher stillen Traditionslinie an der Kölner Musikhochschule.

Dabei fehlte es ihm keineswegs an munter perlender Virtuosität für das solistische Spiel. Doch zum Kern seines Künstlerums dringt man eher vor, wenn man ihn im Ensemble erlebt. Oder eben vor demselben wie bei „Cantus Cölln“, das sich im vergangenen Sommer nach 35 gemeinsamen Jahren in wehmütiger Gelassenheit verabschiedete. Für den Gründer hat sich der Zirkel seiner leitenden, immer von gepflegter Freundlichkeit begleiteten Tätigkeiten die- weil allmählich erweitert: bis in die Wiener Klassik hinein, auf größere Konzertpodien – auch mit modern instrumentierten Ensembles – und Opernbühnen. Händel-Aufführungen an Berlins Komischer Oper, vor allem sein siebenteiliger Mozart-Zyklus am Staatstheater Wiesbaden brachten erfreuliche Resonanz und lassen auf Fortsetzungen hoffen.

Doch in welcher Besetzung auch immer: stets herrschte und herrscht bei Junghänel der lichte, durch alle Konfliktfelder letztlich hoffnungsfrohe Geist der frühen Aufklärung; eine geschmeidige Transparenz, die nichts zeigefingern demonstrieren will, sondern den Tönen ihren unverklemmten Lauf lässt. Man kommt mit solch frohemutem Zurücktreten hinter die Werke eher nicht in die ganz dicken Schlagzeilen, kann aber trotzdem kleine Revolutionen lostreten.

Mit „Cantus Cölln“, delikatspar-sam, selbst bei Bachs h-Moll-Messe nur mit zehn Sängern besetzt, und im geradezu symbiotischen Zusammengehen mit partnerschaftlichen Instrumentalensembles wie dem Concerto Palatino gelang das beispielsweise mit der Ersteinspielung des damals frisch wiederaufgefundenen „Alt-Bachischen Archivs“ der Vorfahren Johann Sebastianis oder für das lang vergessene Schaffens des Schütz-Zeitgenossen Johann Rosenmüller: Entdeckungen hoher Qualität in bewegenden Interpretationen, die seither stetig das Repertoire bereichern.

Was Schütz selbst angeht, so waren etwa dessen so fluid wie festlich dargebotene „Psalmen Davids“ im Erscheinungsjahr 1998 ein frühes Zeugnis jener schlankstimmigen Interpretationslinie, die dann im neuen Jahrtausend immer mehr Raum gewann. Der Lautenist und Ensembleleiter Konrad Junghänel wird heute siebzig Jahre alt. GERALD FELBER



Immer gesprächsbereit: Horst Bertsch Foto Ilkay Karakurt



Engagiert sich seit Jahren: Anja Griese Foto Niklas Grapatin

